

weil steigt Hans Sachs, der schusternde Obermeister und das Idol landesüblicher Redlichkeit, auf die Quadriga des Brandenburger Tores und fährt unter vielstimmigem Heilotria gen Himmel.

Mit der Zeitverschiebung in die Gegenwart und den schrillen Blickfängen, die dabei herauskommen, hat sich der Bilderstürmer Neuenfels bei seiner Geschichtsstunde nicht begnügt: „Wagner ist schwerer zu knacken als Verdi.“ Richtig: Bei Wagner hat Musik auch eine toxische Qualität, und der Alte war ein virtuoser Giftmischer. Folglich greift Neuenfels beherzt zum Gegengift.

Er manipuliert das Stück optisch, er stellt es auf den Kopf. Genüßlich knöpft er sich die VIPs des Werkes vor, alle diese Ikonen der Bayreuther Frömmlichkeit.

Da ist der honorire Goldschmied Veit Pogner, der gern güldene Worte singt. Guck an: Diesem vermeintlichen Ehrenmann läßt der Regisseur vom klumpfüßigen Beelzebub, einer (stummen) Neuenfels-Zutat, jenes Geld zustecken, das der Teufel vorher bei Nutten abkassiert hat. Pogner läßt also anschaffen.

Da ist der Ritter Walther von Stolzing, der bei der Nürnberger Meistersingerei Gewinner wird und gemeinhin als Repräsentant der Nationalkultur seinen Edelmann steht, aufrecht und würdig. Neuenfels macht daraus ein bebrilltes Bleichgesicht mit dem freundlichen Lächeln eines Opel-Händlers. Aus dem altbackenen Kammersänger von Stil wird so ein Halodri mit schönem Tenor, schickem Zweireiher und tuntigen Allüren.

Schließlich muß auch Hans Sachs dran glauben, der Deutschen liebster Schuster. Er ist die Seele der Oper – Wagners Sarastro und so populär wie der Weise aus der „Zauberflöte“. Mit ihm tut auch Neuenfels sich schwer.

Am Anfang des dritten Aufzugs hat Sachs seinen berühmten „Wahn-Monolog“. Der ist, als psychologisches Outing, das Herzstück der Oper, in ihm offenbart der Meister all seinen Frust über die verquere Menschheit.

Neuenfels läßt dazu einen Film laufen. Thema: der junge Sachs, über den Wagner sich ausgeschwiegen hat. Neuenfels dichtet also. In seiner Rückblende wird auch geprügelt. Ein Farbiger blutet. Alle Umstehenden haben nichts gesehen und gehen ihrer Wege. Nur Jung-Sachs hilft offenbar und kriegt dafür auch eins drüber. So weit, so gut, weil gesellschaftspolitisch aufschlußreich.

Doch entweder haben Zeit und Ruhm den Schuster-Poeten korrumpiert, oder Neuenfels ist seiner eigenen Charakterdeutung auf den Leim gegangen. Denn der Sachs aus seinem Lichtspiel hätte sich kaum zur Himmelfahrt in die Quadriga gestellt, sondern eher ans Brandenburger Tor gepinkelt.

Ein Stilbruch wäre das kaum gewesen. Denn es sind letztlich die bösen Applika-

tionen und szenischen Kalauer, die Neuenfels, meist über Wagners Buch hinweg, in das Stück schmuggelt und mit denen er die „Meistersinger“ als Hymne der Spießler entlarven will.

Da taucht plötzlich eine Raumpflegerin mit Stehlampe auf, holt sich Strom aus dem Souffleurkasten und stellt sich stolz vor den Leuchtkörper: Wir sind wieder wer. Da tanzen Eva und Stolzing, statt sich werkgetreu hinter einer Linde zu verstecken, mit einer Zimmerpflanze um den Nierentisch. Und die trefflichste Karikatur der Oper guckt Neuenfels der Oper ab: Er stellt seine Nürnberger einfach, wie seit eh und je, an die Rampe – Brust raus, wenn's wichtig, Arme hoch, wenn's laut wird.

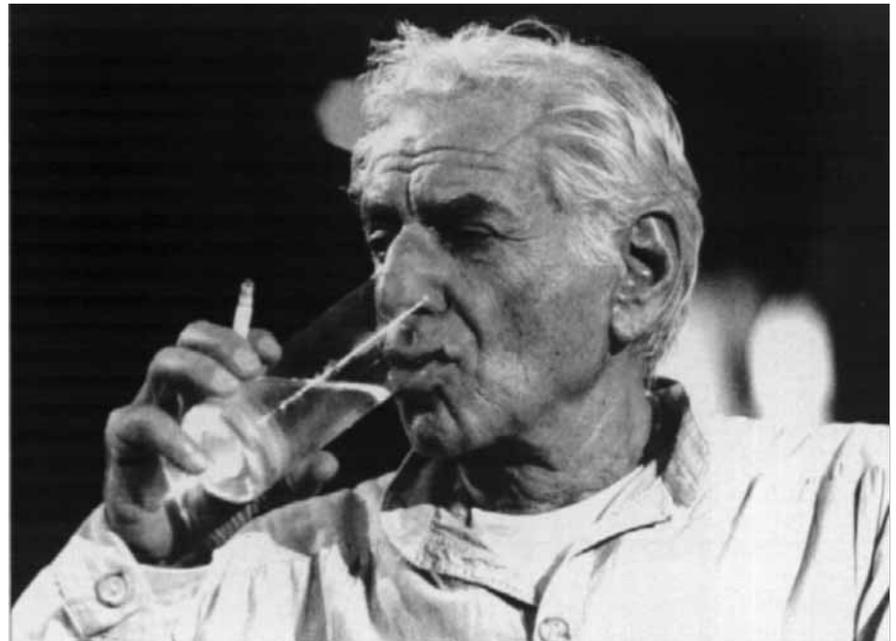
Einmal, im rechten Moment der Prügeleszene, schlägt die Bühne sogar Kobolz. Über der nächtlichen Rauferei hängen die markanten Bauten des Nürnberger Stadtpanoramas, also die klassische Kulisse altbackener „Meister-

Biographien

Tragische Lebensgier

Eine Biographie beschreibt erstmals detailliert das wilde, traurige Leben des Musikgenies Leonard Bernstein.

Der Maestro war Feuer und Flamme. „Jamie, du würdest ihn lieben“, schwärmte Leonard Bernstein 1973 seiner Tochter über den damals 28jährigen Pianisten Justus Frantz vor, „er ist so süß, er ist so schön, er ist so lustig, er ist so gewandt, du mußt ihn



Musiker Bernstein (1988): „Ich rauche. Ich trinke. Ich vögle rum“

singer“-Inszenierungen, vom Bühnenhimmel herab, Kirchturm und Stadttore zeigen mit der Spitze nach unten: Oper verkehrt, verdrehte Welt.

In der kommt allerdings auch der verspielte Spielverderber Neuenfels nicht heil davon. Er macht durchaus dummes Zeug auf der Bühne, das nichts bringt; er fällt auf Peinlichkeiten herein, die er sich selbst eingebrockt hat; und den grandiosen Furor, mit dem er den zweiten Aufzug schockierend unter Starkstrom setzt, hält er letztlich nicht durch.

Doch als öffentliches Ärgernis im schwammigen deutschen Operngekröse hat er sich wieder mal bravourös bewährt. Denn erst jetzt, als makabre Revue, sind die „Meistersinger“ endgültig entnazifiziert. □

dir ansehen.“ Tochter Jamie wußte sofort, was wieder Sache war: Ihr leicht erregbarer Vater „hatte sich verliebt“.

Doch einige Zeit später kam alles anders: Nun verfiel Jamie dem Charme des teutonischen Klavierspielers, und es begann, wie sie sich gern erinnert, eine „große Affäre, in deren Verlauf Justus hoch und heilig abstritt, je eine intime Beziehung mit meinem Vater gehabt zu haben“. Jamies bitteres Fazit: „Und so haben alle mir gegenüber immer alles abgestritten.“

Die kleine Beichte, eine unter vielen, findet sich in „Leonard Bernstein“, der neuen Biographie* des Briten

* Humphrey Burton: „Leonard Bernstein“. Faber & Faber, London; 596 Seiten; 20 Pfund.

Humphrey Burton, die jetzt zeitgleich in Großbritannien und den USA herauskam. Minuziös und ohne Häme bietet Burton außer Klatsch und Tratsch unendlich viele Fakten über den amerikanischen Pianisten, Komponisten und Dirigenten. Die dramatischen Konflikte dieses einzigartigen Lebens kommen dabei allerdings zu kurz.

Das Magazin *New York* greift da, im Frantz-Falle, beherzter zu. In einer Besprechung des Bernstein-Buches stellt die Zeitschrift die Beziehung zwischen dem Dirigenten und seinem deutschen Freund als handfeste Liaison dar.

Das möchte der Smiley des schleswig-holsteinischen Musikfestivals nicht auf sich sitzen lassen. Frantz will, über seinen Hamburger Anwalt, der Zeitschrift per Unterlassungsklage verbieten lassen, die anstößige Behauptung je zu wiederholen. „Schließlich könnten andere Zeitungen“, sorgt sich der Advokat, „den Unsinn ungeprüft nachdrucken.“

Doch Burtons Biographie ist seriöser, als der Wirbel um die Frantz-Episode vermuten läßt. Der Autor, Regisseur von Musik-Dokumentationen, hat das umfangreiche Archiv der Bernstein-Familie penibel ausgewertet und daraus ein tragisches Heldenleben rekonstruiert: der Künstler im lebenslangen Kampf mit unlösbaren Konflikten.

Der Musiker schwankte stets zwischen dem Dirigieren und dem Komponieren. Er genoß zwar den Welterfolg seiner Musicals wie der „West Side Story“, litt aber schmerzlich darunter, als seriöser Tonsetzer, etwa mit seinen drei Sinfonien, den Opern („A Quiet Place“) und sakralen Werken, nicht annähernd so populär



Bernstein, Tochter Jamie (1978)

Liebe zu Justus

zu sein. Der Sohn jüdischer Einwanderer aus der Ukraine fühlte sich der strengen religiösen Tradition verbunden und floh immer wieder aus der Enge dieser Welt. Bernsteins allumfassendes Sendungsbewußtsein, sein Drang, die Menschheit mit Gaben zu umschlingen, machten ihn zu einer Art mondialen Musik-Rabbi, zum Spezialisten fürs Ganze und Gute.

So setzte er sich früh für die Schwarzenbewegung ein, agitierte gegen Atomwaffen, stritt für Abrüstung und gehörte zu den ersten, die Benefiz-Konzerte für Aids-Opfer gaben.

Bernsteins messianisches Selbstbewußtsein kannte keine Grenzen. Als bei einer Einladung ins Weiße Haus John F. Kennedy den Musiker in seine Privaträume bat, okkupierte Bernstein sofort den Lieblings-Schaukelstuhl des Präsidenten und erklärte seinem Gastgeber, wie das Land denn nun am besten zu regieren sei – und der hörte geduldig zu.

Anekdoten dieser Art, so Autor Burton, können nicht Bernsteins unlösbares Dilemma kaschieren: „Es war seine Tragödie, daß er, gerade weil er mit so vielen Talenten gesegnet war, immer einen Teil seines Selbst zugunsten eines anderen Teils vernachlässigen mußte.“ Der Preis für Bernsteins beispiellose Karriere: Phasen von Hochgefühl und exzessiver Lebensgier wechselten ab mit Zeiten tiefer Depression und Angst vor dem künstlerischen Versagen. Bernstein rauchte bis zu 100 Zigaretten am Tag, schluckte flaschenweise Ballantine's Scotch und betäubte sich mit Schmerz- und Aufputzpillen.

Mit sympathischer Offenheit erklärte er 1986 den tragischen Mechanismus seiner destruktiven Lebensgier: „Als ich Mitte 20 war, wurde bei mir ein Lungenemphysem diagnostiziert. Mit 35 würde ich tot sein, hieß es. Dann haben sie gesagt, ich würde mit 45 sterben. Dann mit 55. Doch ich kriege das schon hin. Ich rauche. Ich trinke. Ich bleibe nächtelang auf. Ich vögle rum. Ich habe eben an allen Fronten genug zu tun.“

Der unbekümmerte Ton täuscht. In Wirklichkeit litt Bernstein darunter, nie genug zu leisten. Schuldgefühle trieben ihn an. Auf dem Konzertpodium spielte der Starkstrom-Eklektiker dennoch den barocken Bonvivant. Er tanzte die Partituren seinen Musikern vor, wühlte in Gefühlen und kreierte den berühmten „Lenny leap“, den punktgenauen, beidbeinigen Hupfer, wenn es in der Partitur mal wieder molto agitato zuging.

Nach solchen Exaltationen herzte und küßte der Taktstabhochspringer wahllos Solisten, Orchestermusiker und Bewunderer. Seine Kuß-Lust trug ihm 1973, kurz vor einer Privataudienz bei Papst Paul VI. im Vatikan, das scheinheilige Telegramm eines Freundes ein: „Denk dran: den Ring, nicht die Lippen.“

Der auch erotisch schwankende Bernstein trug seinen schwersten Kampf jedoch mit seinem „automatischen kleinen Dämon“ aus – seiner Homosexualität. 1951 heiratete er die chilenische Schauspielerin Felicia Montealegre Cohn. Vor dem entscheidenden Schritt prüfte Bernstein seine sexuelle Orientierung noch einmal im Feldversuch.

Seiner Schwester Shirley beschrieb er in einem Brief, wie er während einer Tournee in Israel am Strand „einem schockierend schönen jemenitischen Jungen“ begegnete und sich vorstellte, ob er ihm, mit Felicia an seiner Seite, würde widerstehen können. Das Ergebnis: „Test bestanden.“

Dennoch betrog Bernstein seine Frau wiederholt mit jungen Männern. Zur Katastrophe kam es aber erst 1976, als der Dirigent immer mehr Zeit mit dem Studenten Thomas Cothran verbrachte. Felicia stellte ein Ultimatum. Bernstein entschied sich für den Jüngling. Bald berichteten Klatschreporter über Trennungsgerüchte.



Bernstein, Ehefrau Felicia (1959)
„Ich habe sie mehr geliebt als mich“



Dirigent Bernstein, Bostoner Symphoniker (1970): In Gefühlen wühlen

In einem typischen Anfall von Bekennermut machte Bernstein seine Entscheidung öffentlich. Vor einer Aufführung der 14. Sinfonie von Schostakowitsch hielt der Dirigent eine Ansprache: „Als ich dieses Werk einstudierte, erkannte ich, daß ein Künstler, wenn der Tod sich nähert, alles eliminieren muß, was ihn daran hindert, in völliger Freiheit kreativ zu sein. Ich habe das für mich selbst auch so beschlossen, damit ich den Rest meines Lebens so leben kann, wie ich es möchte.“

Bernstein bereute sein kaum verschlüsseltes Coming-out, als bei Felicia Krebs diagnostiziert wurde. Der Musiker kehrte schuldbewußt zu seiner Frau zurück und blieb bei ihr bis zu ihrem Tod 1978.

Einem seiner letzten Liebhaber gestand Bernstein, er habe Felicia „mehr geliebt als mich selbst“. Er war davon überzeugt, für ihren Tod verantwortlich zu sein, weil er sie für einen Mann verraten hatte.

In den zwölf Jahren bis zu seinem eigenen Tod konzertierte Bernstein rastlos in aller Welt und versuchte nebenbei, doch noch die große Holocaust-Oper zu schreiben, die er den Juden schuldig zu sein glaubte. Im privaten Umgang wurde er, so Tochter Jamie, „eine schier unerträgliche Nervensäge“: unzufrieden, unglücklich und krank. Immer häufiger klagte Bernstein über Atembeschwerden und Schmerzen in der Brust.

Sein letztes Konzert dirigierte Bernstein am 19. August 1990 in Tanglewood, nahe Boston, wo er 50 Jahre zuvor auch zum erstenmal öffentlich dirigierte hatte. Im dritten Satz von Beethovens 7. Sinfonie wurde er von einem Hustenkrampf geschüttelt. Bis er wieder

zu Atem kam, dirigierte er die Bostoner Symphoniker nur noch mit den Augen, den Knien und den Schultern.

Zum Sterben zog sich Bernstein in sein Appartement am New Yorker Central Park zurück. Seine größte Angst, so gestand er seinem letzten Lover, war es, nicht als Komponist, sondern nur als Dirigent in Erinnerung zu bleiben.

Als Leonard Bernstein am 14. Oktober 1990 72jährig starb, legten seine Freunde außer einem Taktstock und einem Stückchen Bernstein jedoch nicht die Noten eines seiner eigenen Werke mit in den Sarg, sondern die Partitur von Mahlers 5. Sinfonie – Musik, deren heillose Zerrissenheit und Weltschmerz niemand eindrucksvoller interpretiert hat als Leonard Bernstein. □

Pop

Hauptsache cool

Die Band „The Cruel Sea“, Australiens erfolgreichster Pop-Export, geht auf Deutschland-Tournee.

Der Aria, der Grammy der australischen Musikindustrie, ist aus Silber, hat die Form einer Pyramide und ist nicht leicht zu demolieren. Die Hauptgewinner der jüngsten Preisverleihung, „The Cruel Sea“, haben es trotzdem geschafft. Auf der Party nach der Ehrung lädierten die fünf Musiker aus Sydney ihre vier Trophäen – und das Inventar eines Nachtclubs. Cruel-Sea-Sänger Tex Perkins: „Es machte schon ein bißchen Mühe, zwei von den Pyramiden in den Marmorfußboden zu rammen. Die übrigen beiden dann in die getäfelte Wand zu hämmern ging viel schneller.“

Die vandalistische Einlage war ein Auftritt nach Maß: The Cruel Sea, im vergangenen Jahr mit ihrem dritten Album „The Honeymoon is Over“ zu australischen Top-Stars der Kategorie „Inxs“ und „Midnight Oil“ aufgestiegen, haben einen guten schlechten Ruf aus brotlosen frühen Underground-Jahren zu verteidigen.

Der plötzliche Erfolg der Band war für Perkins, 28, nahezu zwangsläufig. „Es hätte mich sehr gewundert, wenn die Platte kein Hit geworden wäre. Wir wollten eine coole Scheibe machen, die vibrierende Gitarren,

einen Beat, Melodien und viel Sex hat – und auf keinen Fall wie Inxs klingt!“

Überrascht waren nur die langjährigen Fans der Gruppe. Perkins, in seiner Heimat als Protagonist von Bands wie „The Beasts of Bourbon“ schon lange als böser Bube des Untergrunds gefeiert, verblüfft auf „The Honeymoon is Over“ mit einer exzellenten Mischung aus Rhythm & Blues, Calypso, Soul, Jazz und Surf-Rock'n'Roll.

Für Abwechslung war Perkins immer gut: Seit der hünenhafte Surfer, der einige Jahre ganz am Strand lebte, als 18jähriger ins Musikgeschäft einstieg, sei er „mindestens auf 30 Bands gekommen, die zahllosen Eintagsfliegen nicht mitgerechnet“.

Zur Zeit amüsiert sich Perkins mit The Cruel Sea so gut, daß er sich mit nur drei weiteren Projekten beschäftigt. Neben lässigen Rock'n'Roll-Platten („Beasts of Bourbon“, „Tex, Don and Charlie“) entstehen immer wieder äußerst bizarre Werke. So nimmt er mit „Thug“ elektronische Musik auf, „die eine tiefe Verachtung für elektronische Geräte und eine Faszination von Stupidität zum Ausdruck bringen soll“.

Nach Jahren in kleinen und mittelgroßen Klubs treten The Cruel Sea ebenso wie The Beasts of Bourbon jetzt in großen Hallen auf. Und mit jeder Band hat Perkins ein anderes Publikum.

Die Beasts of Bourbon sind eine klassische Männerschweiß-Rock'n'Roll-Band mit entsprechenden Konzertbesuchern: „Jeder Auftritt mit den Beasts ist gefährlich. Vorn ramponieren sich die Jungs mit Sprüngen vom Bühnenrand, weiter hinten gibt es immer eine Massenschlägerei.“ Perkins schreit bei diesen Schlächten so vehement, daß er noch Stunden nach dem Konzert kein

Wort herausbringt. Ein Abend mit The Cruel Sea ist dagegen eine Kur. „Jeder Auftritt ist eine Party. Vorn tanzen hübsche Mädchen, während hinten alte Rocker davon träumen, ein hübsches Mädchen mit nach Hause zu nehmen.“ Perkins schreit dann nicht – er singt. Manchmal nicht einmal das, denn seine Band spielt gern ausgiebig Rhythm & Blues-Instrumentalstücke. Perkins tanzt dann schon mal versonnen über die Bühne oder läßt sich von der Rampe zwischen die Groupies fallen.

Immer wieder erklärt er, daß Rocken eine rauhe Angelegenheit sei – ganz besonders in Australien. Wer nach oben will, darf nicht zimperlich sein.

Perkins verehrt die frühen AC/DC in-nig. Das selbstzerstörerische Gebaren von Bands wie AC/DC oder Rose Tattoo gegen Ende der siebziger Jahre hält er für „die ursprünglichste australische Musik“, die es je gab: „Jeder dieser Jungs war wild tätowiert. Wenn sie über Schlägereien und die Vorzüge der Kriminalität sangen, kannten sie sich aus – die meisten hatten schon mal im Knast gesessen. Das ist australische Tradition: Immerhin sind wir eine ehemalige Sträflingskolonie.“

Europäische Rocker, sagt Perkins, könnten in Australien keine Woche überleben. „Mit ihrem weibischen Gebare würden sie hier von jeder Bühne geprügelt.“ Deswegen träten Jammerlappen wie Inxs nur noch in Europa auf.

Auf dem Flug von Australien nach Deutschland hat Perkins sich den Fuß gebrochen. Die deutschen Ärzte haben ihm geraten, sich zu schonen, damit er für die Deutschland-Tournee auch fit ist. Er hat nur höhnisch gelacht. Rock'n'Roll ist ein hartes Geschäft. □



Pop-Gruppe „The Cruel Sea“: „Jeder Auftritt eine Party“